

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 60 (2004)
Heft: 1

Artikel: Hochdeutsch und Unterricht
Autor: Mayor, Guy André
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hochdeutsch und Unterricht

Eine mögliche Antwort auf den Beitrag von Alfred Vogel im «Sprachspiegel» 6/2003

Von Guy André Mayor

Stellen Sie sich vor, Sie stehen im Lift eines Hochhauses, sagen wir in der Weltstadt Zürich, wo es immerhin einige hohe Häuser gibt, die eine längere Fahrstuhlfahrt, wenn auch nicht kalorienmässig, sinnvoll erscheinen lassen. Der Lift ist nicht sonderlich eng, und es sind auch nicht besonders viele Menschen darin: ein grosser, blonder Herr mit Aktentasche, nicht unsympathisch, gleich neben Ihnen; zwei jüngere Frauen; ein etwas mürrisch aussehender Mann mittleren Alters.

Obwohl Sie mit lauter fremden Menschen, denen Sie nicht nur olfaktorisch ausgesetzt sind, weil Sie deren Ausdünstungen mangels Frischluftzufuhr einzuatmen genötigt sind, sondern buchstäblich auch körperlich, auf kleinem Raum zusammen sein müssen, ist die Situation nicht wirklich bedrohlich, aber dennoch irgendwie unangenehm. Vor allem die Stille ist peinlich. Und der Umstand, dass Sie die Mitfahrenden nicht länger als Bruchteile von Sekunden anschauen können. Sie wollen ja nicht aufdringlich wirken. Sie sehen zur Decke hoch, aber da ist kein Text, der Sie erlösen könnte. Selbst das andächtige, geradezu hingebungsvolle Lesen der Digitalzahl, die das Stockwerk anzeigt, hilft nicht.

Kurz: Sie stehen da wie weiland Martin Luther und können nicht anders. Und so beginnen Sie, um das unerträglich werdende Schweigen zu brechen, ein Gespräch, das gar keines ist. *Small talk* heisst das bei den Englischsprachigen, kleines Reden. Wir nennen es unverbindliches Reden um des Redens willen, Gerede, Geschwätz, Klatsch oder Plappern, bestenfalls Plaudern.

Nun ist zwar das Gegenteil von *small talk* – Sie wollen ja schliesslich etwas sagen – das Gedicht: Da muss jedes Wort stimmen, in jedem Sinn. Aber malen Sie sich einmal aus, welches schiere Entsetzen Sie auslösen könnten, wenn Sie mitten in die gespannte Stille hinein unvermittelt rezitieren würden: «Der Mond ist aufgegangen / Die goldnen Sternlein prangen / Am Himmel hell und klar.» Wahrscheinlich hätte einer der Mitfahrenden, noch bevor Sie «Der weisse Nebel wunderbar» zu Ende gebracht hätten, die Alarmglocke betätigt.

Ein Gedicht kommt also, zumindest für den Gesprächsbeginn, nicht in Frage. Deshalb sagen Sie, an die Krawatte des grossen, blonden Herrn gerichtet, buchstäblich aufs Geratewohl, nicht weil es Ihnen ein Herzensanliegen wäre: «Es rätet immer no.» Das ist, im Innern eines Gebäudes gesagt, nicht ausnehmend geistreich, aber es ist Ihnen nichts anderes eingefallen. Der mürisch aussehende Mann mittleren Alters, Sie sehen jetzt, dass sein Gesicht leicht gerötet ist, räuspert sich, die jüngeren Frauen interessieren sich intensiv für ihre Schuhspitzen. Nur der grosse, blonde Herr nimmt den Ball auf. Und sagt: «Wissen Sie, das macht mir nichts aus. Ich finde Zürich im Regen ohnehin schöner.»

Aber obschon der grosse, blonde Herr, statt Ihrem regenmüden Missmut zuzustimmen, eine gegenteilige Empfindung geäussert hat, sind Sie nicht *deswegen* ein wenig verstimmt. Natürlich könnten Sie antworten, Sie hätten auch nichts gegen Regen, bloss das Dauernieseln gehe Ihnen auf die Nerven. Oder: *Ihnen* gefalle Zürich bei Sonnenschein erheblich besser. Und, mit einer Frage zum Dialog einladend: Ob er es denn so überhaupt schon erlebt habe? Nur: *wie* sollen Sies sagen? In Ihrer Mundart – oder auf Hochdeutsch? Schliesslich hat der Herr Ihren Satz von vorhin auch verstanden. Andererseits könnte er es vielleicht als unhöflich empfinden, wenn Sie nicht hochdeutsch weitersprechen. Sie entscheiden sich – lange können Sie ja nicht überlegen – für das Einfachere, für die Mundart: «lich mag halt Züri besser, wänn d Sunne schiint.»

Und jetzt ereignet sich das Wunder, quasi Ihr Sonnengeschenk mitten im Regen, in dem Sie unvermittelt stehen: Der Lift hält! «En Schöne!», sagen Sie noch – und steigen aus.

Ich gebe ja zu: Die Geschichte wirkt ein bisschen konstruiert. Vor allem das abrupte Ende ist ärgerlich, wir hätten doch alle gern in vorausseilender Schadenfreude erfahren, wie der grosse, blonde Herr auf den Mundartsatz reagiert hat. Ob er überhaupt etwas hätte sagen können, jetzt, wo Behauptung gegen Behauptung stand. Aber der Lift war eben da – und Sie sind, noch so froh, der ungemütlichen Lage zu entkommen, ausgestiegen.

So einfach, wissen Sie selbst, geht es nicht immer. Dennoch lässt sich aus dieser oder einer vergleichbaren Lift-Geschichte mit Bezug auf unser Thema einiges folgern.

Erstens macht die abgebrochene Kürzest-Geschichte auf ein Dilemma aufmerksam, in das (fast) alle Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer im-

mer mal wieder geraten. Lehrerinnen und Lehrer bisweilen sogar im Unterricht. Doch davon später.

Und zweitens zeigt die harmlose Fahrstuhl-Geschichte die magische, bannende Funktion von Sprache. Sie haben sich die fremden Menschen in dem beengenden Raum durch Sprechen, das schon fast ein zauberisches Be-Sprechen war, buchstäblich vom Leib gehalten, sich von ihnen distanziert. Und Sie haben damit, das ist eine Strategie, die Politiker dann einsetzen, wenn ihnen eine ungelegene Frage gestellt wird, Zeit gewonnen. *Parler pour ne rien dire*, nennen die Französischsprachigen den Trick: Reden, um nichts zu sagen.

Mit solchem Reden schaffen wir Distanz und gewinnen wir Zeit. Zeit, die Antwort zu überlegen, oder Zeit, um zu einer nichtsprachlichen Handlung überzugehen. Wir tun dies, allerdings meist ohne es selbst gewahr zu werden, auch dann noch, wenn wir das berechtigte Gefühl haben, so genannt «echt» zu kommunizieren, also mit dem Nebenmenschen Belangvolles auszutauschen. Tatsächlich aber verschleiern wir mit Sprache – redend *und* schreibend – mehr, als dass wir damit von uns entdecken, enthüllen, preisgeben würden. Jedenfalls unserer Meinung nach. Dass wir uns redend dennoch «verraten», ist eine andere, nicht minder spannende Geschichte.

Peter von Matt hat in einer Rede gesagt: «Wir alle leben im Bewusstsein einer Fülle von Schwächen, die wir nicht zeigen dürfen. Von feinen Zweifeln durchnagt, präsentieren wir immerzu ein selbstsicheres Gesicht. Und obwohl wir es eigentlich besser wissen, nehmen wir den andern ihre Selbstsicherheit ab, wenn sie nur gelassen genug auftritt. Wir kennen das Spiel und sind dennoch geneigt anzunehmen, dass es den andern leichter fällt. Daher erfahren wir das soziale Gesicht der andern als eine Form der Überlegenheit.»¹

Was von Matt zum sozialen Gesicht sagt, gilt in verschärfter Masse von dem, was wir, als vielleicht wichtigsten Aspekt des sozialen Gesichts, unser sprachliches Gesicht oder verkürzt unser Sprachgesicht nennen könnten: Wir wollen es, wenn wir denn eines haben oder bisher erfolgreich so haben tun können, als hätten wir eines, unter keinen Umständen verlieren.

Nur ist es in der deutschsprachigen Schweiz eben so, dass unser Sprachgesicht allererst ein mundartliches ist, weil wir täglich und vornehmlich in diesen heimischen Idiomen sprachlich kommunizieren.

Mit anderen Worten: Die meisten von uns haben zwar ein Mundart-Gesicht ausgebildet, nicht aber ein Hochdeutsch-Gesicht. Deshalb fällt es vielen von

uns so schwer, sich auf Hochdeutsch auszudrücken. Und deshalb stellt sich die Empfindung, nichtschweizerische Deutschsprachige seien irgendwie hochnäsiger, so schnell wie unberechtigterweise ein.

Das offenkundige, nicht wegzudiskutierende *Defizitgefühl* wird – quasi im Teufelskreis – durch *zweierlei* gestützt statt verringert: durch die Gewohnheit, wo und wann immer möglich *Mundart* zu sprechen; und durch das daraus resultierende, deshalb durchaus *berechtigte* Gefühl, wir könnten uns auf Hochdeutsch nicht unseren Absichten entsprechend ausdrücken, nicht so gewandt, nicht so fließend wie andere.

Beide zusammen – Mundart-Gewohnheit und Hochdeutsch-Defizitgefühl – nähren das alte, immer wieder zu hörende Vorurteil, Hochdeutsch sei für uns Deutschschweizerinnen und -schweizer eine Fremdsprache. Das ist schon deshalb unsinnig, weil «hoch» – als Gegenwort zu «nieder» – eine sprachgeografische Bezeichnung ist, der gemäss wir in der Schweiz, am ausgeprägtesten in den fast ausgestorbenen Walserkolonien, sozusagen Höchstdeutsch sprechen. Hochdeutsch, genauer wohl Spätneuhochdeutsch, das eine Weile auch in Sprachlehrbüchern *Standarddeutsch* hiess, weil es die quasi «bereinigte» Sprachform ist, deren sich die Mehrheit der Deutschsprachigen auch im Alltag bedient, ist keine Fremdsprache, wohl aber für viele Deutschschweizerinnen und -schweizer *dann* eine relativ fremde, weil jüngere und überdies wenig geübte Form derselben Sprache, wenn sie sie *produktiv* verwenden sollen. Redend und schreibend.

Obgleich also die irrige Meinung, Hochdeutsch sei eine Fremdsprache, schon dadurch täglich widerlegt wird, dass wir Hochdeutsches – was bei echten Fremdsprachen eher selten der Fall ist – mühelos verstehen können, wenn wir es hören oder lesen, wird das Vorurteil, ob explizit oder (als vorgelebte Haltung) implizit, hartnäckig an die Folgegenerationen weitergegeben.

Anders kann ich mir nicht erklären, warum sich *fernsehgewohnte* Kinder, die das Hochdeutsche, das sie auf deutschen Sendern hören, ohne ersichtlichen Aufwand perfekt nachahmen, kaum sind sie in die Schule aufgenommen, wie wild dagegen sträuben zu «schwäbeln». Hochdeutsch ist plötzlich *tabu*; was sich die Kinder spielend leicht angeeignet hatten, wird unversehens zum Fremden, zu etwas, was man meiden soll.

Das vertraute Hochdeutsch wird den Kindern aber in der Regel nicht durch die Lehrerinnen und Lehrer gründlich ausgetrieben, obschon diese es möglicherweise etwas weniger flüssig reden und anders aussprechen als die Leute

im Fernsehen, sondern durch Gleichaltrige, die das Vorurteil von zu Hause mitbringen. Weil Kinder, wie in allen übrigen Bereichen, möglichst *nicht* anders sein möchten als die andern.

Sie merken wahrscheinlich, dass ich mit dem Nicht-anders-Sein-Wollen der Kinder ziemlich hinterhältig eine Leimrute ausgelegt habe. Ist es denn nicht so, dass wir – erwachsenen – Deutschschweizerinnen und -schweizer, wenn wir auf unser von niemandem angefochtenes Recht auf die Mundart pochen, *anders* sein wollen als die anderen Menschen im deutschsprachigen Raum? Dass wir aber gleichzeitig – darin recht kindhaft – von den anderen Deutschschweizerinnen und -schweizern erwarten, dass sie *nicht anders* sein sollen, als wir selbst zu sein meinen?

So wird der Bruch der für viele verbindlichen Norm zur Norm für die wenigen. Der Mechanismus, dass der Verletzung einer Grossnorm eine rigide einzuhaltende Kleinnorm entspricht, ist auch von Jugendlichenbanden und von der Mafia her bekannt. Mit den üblichen Folgen solcher Exklusivität: Die Ausschliessenden schliessen sich selber auch aus. Die Ausschliessenden – in unserem Zusammenhang: die Deutschschweizer Hochdeutsch-Verweigerer – machen sich innerhalb der umfassenden Sprachgemeinschaft, deren Sprache sie immer weniger sprechen können, selbst zu Ausgeschlossenen. Weil man hochdeutsch reden nur beim Hochdeutschreden lernen kann.

Dabei wäre ohne die helvetische Radikalität alles viel einfacher – und wird so in andern, diesbezüglich kompromissfreudigeren Landstrichen des deutschsprachigen Raums seit langem praktiziert: *Mundart in informellen Situationen, Hochdeutsch in formelleren*. Fragt sich freilich, welche Situationen als formellere gelten. Wir in der Deutschschweiz haben es geschafft, den Kreis der formellen Situationen derart zu verkleinern, dass wir schon fast keine Gelegenheit mehr haben, hochdeutsch zu sprechen. In Kantons- und eidgenössischen Parlamenten etwa, in gesamtschweizerischen Vereinen und Verbänden oder im Fernsehen oder am Radio. Oder eben, das ist, glaube ich, für Sie aktuell: *im Unterricht*. Darauf komme ich noch.

Dass wir den Gebrauch des Hochdeutschen in der deutschsprachigen Schweiz immer mehr vom Mündlichen auf das Schriftliche verlagert haben, zeigt sich in der unkorrekten Verwendung der Bezeichnung «Schriftdeutsch» für Hochdeutsch auch da, wo dieses so genannte Schriftdeutsch nicht geschriebenes, sondern gesprochenes Hochdeutsch meint. Die höchst sparsame Verwendung von gesprochenem Hochdeutsch jedoch ist meines unmassgeblichen Erachtens zurückzuführen auf den mangelnden Mut vieler Deutschschweizerinnen

und Deutschschweizer, zu den helvetischen Eigenheiten in der Aussprache des Hochdeutschen und im Sprechtempo zu stehen.

Allerdings besteht wegen unseres hochdeutschen Sprachgebrauchs keinerlei Grund zu Minderwertigkeitsgefühlen: Leute aus dem Norden Deutschlands reden anders als jene aus dem Süden und schon gar als die Burgenländer. Ein Berliner unterscheidet sich sprachlich wesentlich von einem Kölner, Münchner oder Wiener. Etwa so wie ein Zürcher von einer Bernerin, ein Luzerner von einem Basler. In der Mundart so gut wie in der Aussprache des Hochdeutschen. Dagegen kann nur etwas haben, wer Hochdeutsch mit Bühnendeutsch verwechselt. Bühnendeutsch ist eine eigens gepflegte, sorgfältig eingeübte und daher für viele Deutschsprachige besonders *wohlklingende* Form des Hochdeutschen, aber keine ausserhalb der Bühnen und der anspruchsvollen Sendungen an Radio und Fernsehen verbindliche Norm.

Damit Sie mich recht verstehen: Ich höre Herrn Blochers Krach- und Kratzlaute auch nicht mit höchstem Vergnügen, aber auch Herr Blocher, selbst wenn er sich noch so sehr bemüht, volksnah, wie er wohl annimmt, zu artikulieren, spricht zweifelsfrei Hochdeutsch. So wie Joschka Fischer Hochdeutsch spricht, ein etwas anderes, rascheres freilich, aber ebenso zweifellos Hochdeutsch.

Dürrenmatt, um ein prominenteres Beispiel zu nennen, hat provokativ nicht nur auf berndeutscher Aussprache und bernischem Sprechtempo, sondern auch auf dem Schweizer Wortschatz beharrt. Man hat ihm dennoch, auch in Deutschland oder in Österreich, gerne zugehört. Und zur Kenntnis genommen, was er gesagt hat. Etwa seine Rede zur Schweiz als Gefängnis, in dem die Gefangenen gleichzeitig die Wärter sind.

Zur Illustration solch Dürrenmattschen Selbstwertgefühls diene die köstliche Szene in seinem frühen Stück «Romulus der Grosse»: Der Kaiser, auch wenn er der Kaiser eines untergehenden Imperiums ist, reklamiert seine erste Mahlzeit: «Das Morgenessen.» Und wird prompt von seinem Kammerdiener Pyramus korrigiert: «Das Frühstück.» Worauf er, auch hier – wie im Umgang mit Hühnern und Germanen – souverän entgegnet: «Das Morgenessen. Was in meinem Hause klassisches Latein ist, bestimme ich.»²

Etwas mehr von dieser Souveränität, etwas mehr Selbstwertgefühl im Umgang mit dem Hochdeutschen stünde, scheint mir, den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern gut zu Gesicht.

Bitte vergessen Sie nicht: Sprache ist in erster Linie Musik. Wir eignen uns Sprache zunächst über das Ohr an, dann über das Formen der Laute mit dem

Mund, schliesslich über die «*manducation de la parole*», über das Kauen von Gesprochenem, wie Marcel Jousse³ sagt.

Natürliche Sprache ist also, anders als etwa die mathematische, etwas Sinnliches, buchstäblich Ver-kost-bares, etwas, was man sich aneignet, indem man es sich im Wortsinne einverleibt und so zum Eigenen macht.

Wenn aber Sprache etwas mir, und das heisst: jeder und jedem Eigenes ist, dann sind sprachliche Abweichung, sprachliche Vielfalt und sprachlicher Wandel nicht ein moralisch zu bewertender Makel. Vielfalt, Abweichung und Wandel gehören vielmehr zum Wesen der Sprache, der Sprachlichkeit selbst, die ja für die Menschen da ist, nicht umgekehrt. Dies – dass sie für die Menschen da ist, nicht die Menschen für sie – gilt selbstredend auch für die Rechtschreibung. Aber das ist nochmals ein anderes Thema.

Lassen Sie mich abschliessend auf die Liftsituation zurückkommen. Sie ist, obwohl in meinem Text eine künstliche, konstruierte Szene, durchaus real. Wir alle haben sie – im Lift, im Bus, im überfüllten Zug – schon dutzendfach erlebt: die Peinlichkeit des engen, unfreiwilligen Zusammenseinmüssens mit wildfremden Menschen; die als störend bis bedrohlich empfundene körperliche Nähe von Leuten, die man nicht kennt; das bedrückende Schweigen; die Erlösung, wenn endlich jemand etwas sagt, einen Witz macht vielleicht, die Spannung ein wenig lockert.

Auch Unterricht ist, wie Sie alle wissen – obwohl von den Pausenzeichen bis zur Gruppenarbeit eine vollkommen künstliche Situation – eine durchaus reale. Nur vergessen wir Lehrerinnen und Lehrer über dessen realen Anforderungen – und weil er unsere Lebenswelt ist – häufig, dass Unterricht etwas Künstliches ist. Wenn es uns dennoch zuweilen gelingt, die Schülerinnen und Schüler etwas zu lehren, dann liegt das daran, dass sie die Künstlichkeit zeitweise ebenfalls ausblenden. Oder anders: dass wir auch die Schülerinnen und Schüler dazu bringen, die Künstlichkeit, das extrem Inszenierte der Situation nicht mehr wahrzunehmen.

Am ehesten, scheint mir, ist die Künstlichkeit der Unterrichtssituation im Fremdsprachenunterricht zu spüren: Da spricht ein Deutschschweizer Lehrer zu Deutschschweizer Schülerinnen auf Englisch, eine Deutschschweizer Lehrerin zu Deutschschweizer Schülern auf Französisch, je nach Kanton. Als *Lehrer* jedenfalls habe ich den Fremdsprachenunterricht immer als hochartifizuell empfunden.

Als *Schüler* hingegen hat mich die Künstlichkeit der Situation, dass ein Deutschschweizer versucht hat, mir Latein oder Italienisch beizubringen, nicht gestört. Was nicht heisst, dass ich nicht bemerkt hätte, wenn ein Lehrer eine etwas andere Aussprache hatte als sein Vorgänger oder dass er zur Sprache ein unsinnliches Verhältnis hatte, sich darin weniger wendig bewegte. Aber ich habe die Künstlichkeit der Situation nicht schärfer wahrgenommen, als wenn da jemand mit dem Gongschlag damit begonnen hat, mir unverständliche Zahlenreihen und Formeln an die Wandtafel zu schreiben.

Was ich meine, ist dies: Das Problem, wenn es denn eines ist, liegt bei uns Lehrerinnen und Lehrern. Solange wir selbst das Unterrichtsmedium Hochdeutsch als künstlich oder, noch schlimmer, als *unecht* empfinden, ein verkramptes Verhältnis dazu haben, werden dies die Schülerinnen und Schüler nachahmen. Die Tücke des Objekts verwandelt sich in die Tücke des Subjekts. Haben wir aber selbst eine realistische, pragmatische Einstellung, gehen also beispielsweise *nicht* davon aus, Hochdeutsch sei eine Fremdsprache, die wir uns nie wirklich hätten aneignen können, werden uns die Schülerinnen und Schüler folgen wollen.

Anders gesagt: Je selbstverständlicher wir uns des Hochdeutschen bedienen, desto einfacher gestalten wir unseren Schülerinnen und Schülern den Umgang damit. Denn Lehrerinnen und Lehrer sind für Schülerinnen und Schüler auch sprachlich Vorbilder. Das haben wir, wieder eine andere Geschichte, in einer ziemlich breit angelegten Untersuchung herausgefunden.⁴

Jetzt sind Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, vielleicht ein wenig darüber enttäuscht, dass ich das Ansinnen, Hochdeutsch als Unterrichtssprache ab Beginn der Schulzeit, ja sogar schon im Kindergarten einzuführen, nicht schlechtgeredet, sondern im Gegenteil dafür plädiert habe, auch in der Schule *so oft als möglich* Hochdeutsch nicht nur zu schreiben, sondern auch zu *sprechen*.

Ich versuche dabei sozusagen prospektiv zugunsten der Schülerinnen und Schüler zu argumentieren: Vielleicht sind diese – ausdrücklich auch die *nicht* deutschsprachigen – später, wenn sie schon im Unterricht mit Hochdeutsch kompetent und konsequent zu Gange kommen müssen, etwas weniger benachteiligt. Weil sie Hochdeutsch nicht als mehr oder minder exotische und überflüssige «Fremdsprache» ablehnen, sondern als eine selbstverständlich geübte Form ihrer eigenen Muttersprache bzw. als grossräumige Umgangssprache schätzen und sich darin recht gut werden ausdrücken können.

Übung, glaube ich – nach 36 Unterrichtsjahren als Deutsch-, Englisch- und Französischlehrer noch immer unverbesserlich optimistisch –, Übung macht die Meisterin und den Meister.

(Der Text ist die leicht veränderte Fassung einer Rede an das Lehrpersonal und die Schulbehörde der Primarschulgemeinde Wetzikon am 5.1.2004)

Anmerkungen

¹ aus: Peter von Matt: Öffentliche Verehrung der Luftgeister. Reden zur Literatur. Schadenfreude. Die Auskunft der Literatur über die Regeln eines zwielichtigen Gefühls. München: Hanser 2003, S. 212 f.

² aus: Friedrich Dürrenmatt: Romulus der Grosse. Ungeschichtliche historische Komödie. Neufassung 1980, 1. Akt. Zürich: Diogenes 1980, S. 17.

³ Marcel Jousse: L'Anthropologie du geste II – La manducation de la parole. Paris: Gallimard 1975.

⁴ vgl. Peter Sieber (Hrsg.): Sprachfähigkeiten – Besser als ihr Ruf und nötiger denn je! Ergebnisse und Folgerungen aus einem Forschungsprojekt. Mit Beiträgen von Edgar E. Brütsch, Cornelia Hanser, Guy André Mayor, Markus Nussbaumer, Ursula Renz, Peter Sieber und Horst Sitta. Aarau usw.: Sauerländer 1994.

Die Mitarbeitenden des Hauptteils

Henri Bergmann, 23, Au Clos Leuchut,
2740 Montagne-de-Moutier

Guy André Mayor, Dr. phil. I, Birkenstrasse 2,
6003 Luzern

Jürg Niederhauser, Dr. phil., Vorstandsmitglied
SVDS, Schwarztorstrasse 3, 3007 Bern